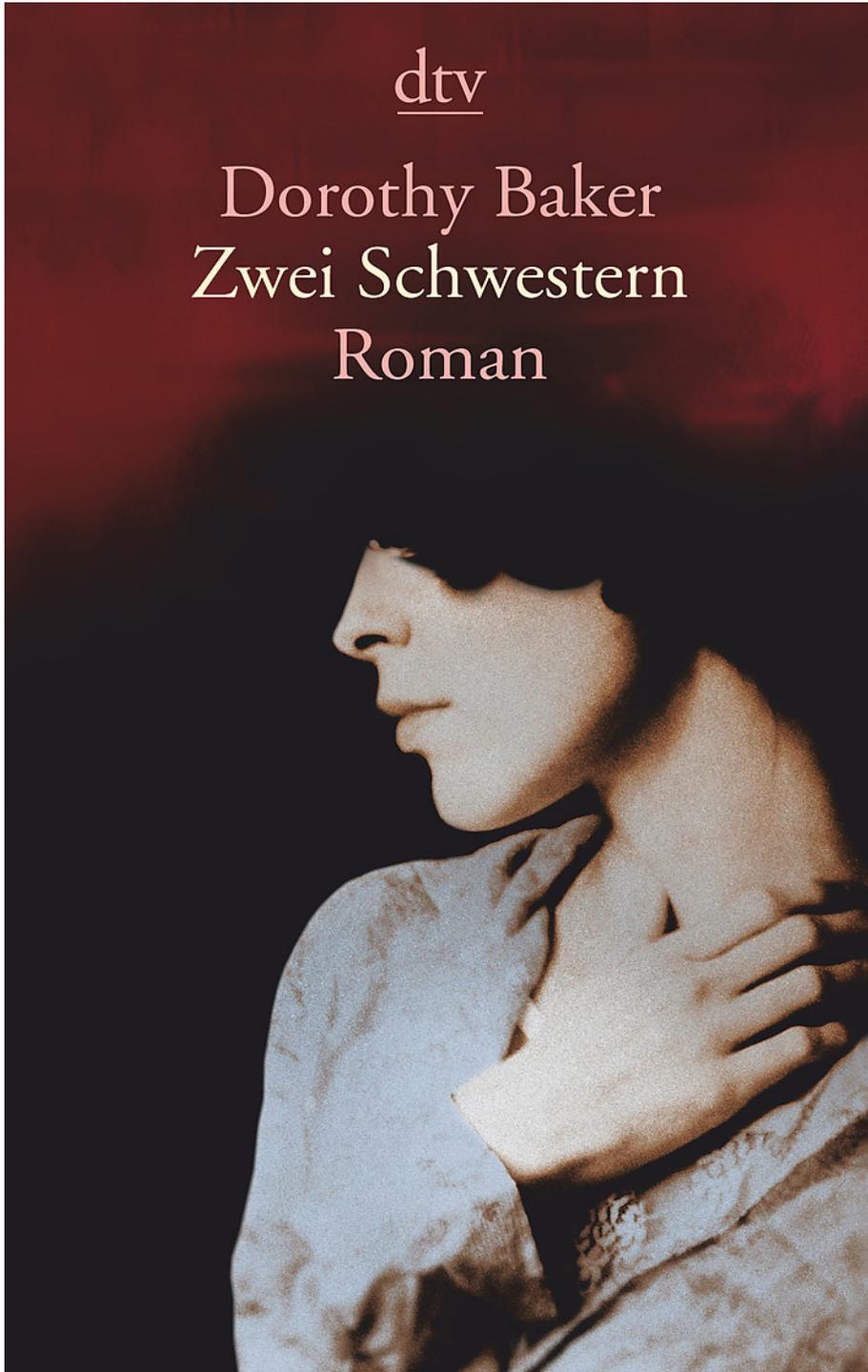

dtv

Dorothy Baker
Zwei Schwestern
Roman



Dorothy Baker: Zwei Schwestern
Roman

Material für Lesekreise

Mit einem Beitrag der Schriftstellerin
Deborah Eisenberg über ›Das Rätsel der Socke‹

Sieben Wege zum Buch: Thesen, Zitate, Fragen

1. Intelligent und charismatisch, aber auch egozentrisch, neurotisch, elitär und zugleich verletzlich – Cassandra Edwards ist eine widersprüchliche Hauptfigur.
2. Dorothy Baker lässt beide Zwillingsschwestern zu Wort kommen:
»Ein Roman in drei Kapiteln, aus zwei Perspektiven«
Manuela Reichart in ›RBB Kulturradio‹
3. »Man kann den Roman – und das ergibt einen weiteren Effekt – auch als Adoleszenzdrama einer einzigen Person lesen, deren eine Hälfte dabei ist, erwachsen zu werden, und deren andere Hälfte sich heftig dagegen sträubt.«
Ulrich Greiner in ›Die Zeit‹
4. ›Zwei Schwestern‹ wird oft auch als »Schwarze Komödie« bezeichnet.
5. »Kein Familienleben – wahrscheinlich war Jack deshalb so wohlgeraten.« (S. 176)
6. »Ich fühle mich Männern gegenüber wie ein Vogel in den Krallen einer Katze, verschreckt, in einem Albtraum von Gefangenschaft, in dem ich nichts anderes will als freikommen und mich unter die Dusche stellen.« (S. 22)
7. Auf Judiths Hochzeit erinnert Cassandra sich an einen Ausspruch von André Gide:

»Wer war es noch gleich, der gesagt hatte, dass nichts, was uns das Leben präsentiert, nicht ebensogut als neuer Anfang wie Ende betrachtet werden kann?« (S. 267)

Für welche Sichtweise sie sich zum Schluss wohl entscheidet ...?

Zitiert wird nach der bei dtv erschienenen Taschenbuchausgabe von 2017 (dtv 14559) Sie ist text- und seitenidentisch mit der deutschen Erstausgabe in der Übersetzung von Kathrin Razum (dtv 28059). Die amerikanische Originalausgabe erschien 1962.

Deborah Eisenberg: Das Rätsel der Socke

Die Familie Edwards besteht aus geistvollen, charmanten und humorvollen Bohemiens. Man verbringt gern Zeit miteinander. Und weil nur selten Fremde auf die Familienranch eingeladen werden, ist es für den Leser ein außerordentliches Privileg, mit dieser Familie Zeit zu verbringen, und zwar ausgerechnet an dem Wochenende, an dem die vierundzwanzigjährige Cassandra von San Francisco aus dorthin fährt, um bei der Hochzeit ihrer Zwillingsschwester Judith dabei zu sein – oder vielmehr um diese Hochzeit zu verhindern.

Neben den Zwillingen – sie gleichen einander wie ein Ei dem anderen, sind aber im Charakter völlig verschieden – lernen wir deren Großmutter, den Vater und schließlich Judiths Verlobten kennen, den ganz und gar perfekten Jack Finch. Auch Cassandras bemerkenswerte Psychoanalytikerin Vera Mercer taucht gegen Ende kurz auf. Die Mutter der Zwillinge, Jane, ist in der Erinnerung allgegenwärtig, doch ist sie, als die Geschichte einsetzt, bereits gestorben, wie auch Tacky, die Hauskatze der Zwillinge, von der sie viel gelernt haben. Einige weitere Charaktere werden erwähnt, doch nur am Rande, sie bleiben unbedeutend. Der Roman ›Zwei Schwestern‹ ist nicht sehr lang, und es geht um vergleichsweise wenige Figuren: Sich in der zurückgezogenen, exklusiven Atmosphäre der Ranch in ihrer Gesellschaft zu befinden, ist eine intensive Erfahrung.

Der Roman erschien erstmals 1962, also zu einer Zeit, als die damals vorherrschende Konsumkultur in der amerikanischen Kunst und allgemeinen gesellschaftlichen Reflektion indirekte und direkte Kritik provozierte. Ein guter Teil der Erzählliteratur dieser Zeit beschreibt Figuren aus der oberen Mittelschicht (man denke an die Romane von Cheever, Yates oder Salinger) und setzt sich mit dem Fluch eines leeren Materialismus auseinander. Der Materialismus der Familie Edwards ist dagegen alles andere als leer – dort freut man sich an dem frisch gepressten Orangensaft, der Aussicht vor dem Haus, dem Swimmingpool, den geräumigen Kleiderschränken, der Kleidung selbst und den Klavieren. Eine beinahe großbürgerliche amerikanische Idylle. Die Familienmitglieder sind keine raffgierigen Roboter, sondern gelassene, genießerische Kenner Arkadiens. Die Großmutter der Zwillinge, Rowena Abbott, mag wegen ihrer unverwundlich guten Manieren und ihrer intakten bürgerlichen Lebenseinstellung innerhalb der Familie zur Zielscheibe von harmloser Ironie werden, doch der allen willkommene komfortable Lebensstandard ist vor allem ihr Verdienst. In jedem Fall ist der relative Luxus des Edward'schen Milieus eher Beiwerk, denn für die Familienmitglieder zählt vor allem das sinnliche Vergnügen an intellektueller Auseinandersetzung.

Alles im Alltagsleben der Familie dreht sich um den Intellekt. Der gutaussehende, wundervolle, Hennessy-getränkte Vater ist ein ehemaliger Professor der Philosophie, der sich früh aus dem Berufsleben zurückgezogen hat, »weil es ihn ärgerte, ständig irgendwelche Termine einhalten zu müssen«, erfahren wir von Cassandra. »In Athen war das anders gewesen. Im goldenen Zeitalter konnte ein Lehrer im Bad liegen bleiben, so lange es ihm beliebt, und wenn er aus der Wanne stieg, stand ein Jüngling mit einem Handtuch da und trocknete ihn ab, und bis er schließlich trocken und gewandet war, wussten alle Bescheid, und die Jünglinge hatten sich versammelt, um Fragen zu

stellen und befragt zu werden und zu der Überzeugung zu kommen, dass ein Leben, das nicht hinterfragt wird, nicht lebenswert ist. Genauso wurden auch wir erzogen; unser Vater war Sokrates, und wir waren die Jünglinge, die zu seinen Füßen saßen.«

Cassandra kommt im ersten und letzten der drei Teile des Romans zu Wort. Und sie erzählt mit großem Flair. Sie weiß um ihr Talent, andere für sich einzunehmen, zu beeindrucken, und sie ist sich ihrer Zuhörerschaft stets bewusst. Der Roman funkelt vor Anspielungen auf die antike Philosophie und Mythologie, auf Dichtung und Musik, einige davon sind unverkennbar, andere lediglich angedeutet. Doch unter der Oberfläche aus unverkrampft heiteren Assoziationen ist der Text ganz eng geknüpft – kein Detail ist zufällig, keine Information unerheblich. Und zu dem Zeitpunkt, als Cassandra uns mit Professor Edwards bekannt macht, haben wir ihre Angst um sich selbst und ihre Schwester ausreichend begriffen, um sofort an Platons ›Symposion‹ und an ›Phaidros‹ zu denken, in denen Sokrates – in Gegenwart von jungen Männern, die zu seinen Füßen sitzen – über das Wesen der Liebe diskutiert.

In beiden Dialogen beschäftigt sich Sokrates mit dem der Liebe innewohnenden Dünkel, im Anderen die verloren geglaubte Hälfte der eigenen Seele zu finden, und mit der unerträglichen Sehnsucht, sich wieder mit ihr zu vereinen. Selbstverständlich müssen wir diese faszinierenden und schwer verständlichen Werke nicht gelesen haben, vom Verstehen ganz zu schweigen, um Bakers Roman zu begreifen, doch selbst eine vage und lückenhafte Kenntnis kann uns vielleicht die komplexe Vielschichtigkeit von ›Zwei Schwestern‹ noch klarer vor Augen führen. Und einige von Bakers verzwickten Scherzen werden im Licht jener Dialoge verständlicher: »Wen Gott voneinander geschieden hat, den soll nichts wieder verbinden. Niemals.«

Die warme Atmosphäre des Edward'schen Heims lässt Cassandras Isolation noch stärker hervortreten, obgleich bereits nach den ersten Sätzen klar wird, dass hier etwas gründlich schief läuft. Wir werden Zeugen einer überstürzten, ja fast waghalsigen Hast, als Cassandra sich auf die Reise begibt, und bereits auf der zweiten Seite des Romans steht: »Die Brücke sah auch jetzt wieder gut aus. Die Sonne schien darauf und verlieh ihr die Anziehungskraft eines leuchtenden Exit-Zeichens in einem überfüllten, stickigen Hörsaal, in dem man sich, wie ich so oft, eine nicht eben brillante Vorlesung anhören muss. Aber natürlich können nicht alle Vorlesungen brillant sein; man kann sie über sich ergehen lassen und das Nützliche für sich herausziehen, und wenn das Exit-Zeichen funkelt und lockt, kann man es ignorieren.«

Kaum eine Seite weiter erfahren wir, dass es in Cassandras Doktorarbeit um französische Romanautorinnen geht, die mehr oder weniger in ihrem Alter sind, obgleich sie eigentlich am liebsten selbst Romane verfassen würde. Doch sie kann nicht, lässt sie uns wissen, sie kann einfach nicht, weil ihre Mutter Romane geschrieben hat und, lesen wir zwischen den Zeilen, damit ziemlich erfolgreich war. Und wer, so Cassandra, hat schon Lust, sich an einem verstorbenen Elternteil zu messen, ob man dabei nun gewinnt oder verliert.

Cassandra verfügt über beachtliches Geschick, Argumente so hinzudrehen, dass sie ihren Wünschen entgegenkommen, und ihre rationalen Erwägungen als neutrale, wenngleich nette Betrachtungen hinzustellen – wenigstens sich selbst gegenüber. Und so ist die Tatsache, dass sie sich auf dem Gebiet des Schreibens von Hemmungen leiten lässt, umso überraschender und bedeutsamer. Indem sie sich als Konkurrentin ihrer Mutter stilisiert, schafft Cassandra eine Pattsituation. Beide, sie und ihre Mutter,

sind dem jeweils anderen auf unfaire Weise überlegen – die eine, weil sie am Leben, die andere, weil sie tot ist. Solange Cassandra das Gefühl hat – und das scheint der Fall zu sein –, dass sie ihre Mutter verraten oder demontieren würde, falls sie als Autorin erfolgreich wäre, oder dass ihr Scheitern als Schriftstellerin wiederum bedeuten würde, dass ihre Mutter sich für sie schämen müsste, lässt sie zu, dass Angst vor dem Schreiben sie blockiert. Uns ist klar, dass sie sich in einer kritischen Phase befindet. Die Hochzeit, oder, in Cassandras Augen, der Rückzug ihrer Schwester in die Ehe, ihr eigener Rückzug vor einer Tätigkeit, die sie vermutlich mit Befriedigung erfüllen würde und für die sie geeignet wäre, der schreckliche Trost, der in Selbstmordgedanken liegt – das alles gehört zusammen. Wie soll sie weiterleben, ohne entweder zu schreiben oder mit ihrer Schwester zusammen zu sein?

Laut Cassandra hat Judith sie einige Zeit zuvor verlassen, indem sie aus dem Apartment in Berkeley nach New York gezogen ist. Zurückgeblieben ist ein wunderbarer Flügel, ein Bösendorfer, und obgleich dieses Instrument von beiden gemeinsam erworben wurde und man sich den Besitz teilt, kann nur Judith darauf spielen. Doch dieser Flügel, auf dem Judith spielen sollte, bleibt als stummer Platzhalter zurück. Und es ist charakteristisch für die paradoxen Widersprüche, die überall in der Romanhandlung nachhallen, dass Judith den zentralen, den Mittelteil des Buches besetzt.

Judiths Stimme ist klarer und zugleich leiser, ihr Charme erinnert an den ihrer Schwester, doch ist sie viel direkter und weniger aggressiv. Cassandras launige Art setzt uns fortwährend und zunehmend unter Spannung: Ist uns irgendeiner ihrer Tricks entgangen? Ist das, was wir gerade wahrnehmen, die wahre Person oder ein Schauspiel? Und was versteckt sich dann hinter dem Vorhang? Cassandra präsentiert sich uns und sich selbst als ausgeprägter Charakter, und doch kommt Judith, die Zwillingsschwester mit der reiferen Psyche und Persönlichkeit, erst in der Nacht vor der geplanten Hochzeit zu Wort, als Cassandra nach einem Selbstmordversuch im Tiefschlaf liegt.

Natürlich tritt die grundlegende Unzulänglichkeit unseres Daseins nirgendwo so deutlich zutage wie in der Familie. Das Ich ist ein Bruchstück, das ist das Allererste, was man im Leben lernt; die Geburt selbst ist ein Akt endgültiger Trennung. Unvollständigkeit ist ein Attribut, das wir mit allen anderen teilen. Und vielleicht ist das unsere große Stärke, denn wo wären wir sonst? Jeder von uns säße allein in seinem kleinen Baumhaus, eins mit sich, erfüllt und vollkommen glücklich in perfekter Einsamkeit – ohne Liebe, zum Beispiel, und ohne Familie.

Wenn wir die Gesellschaft von anderen nur suchen würden, wenn wir Hilfe benötigen, um zum Beispiel unser Baumhaus zu errichten, würden Verbindungen zwischen Menschen nicht länger andauern, als man braucht, um einen Nagel ins Holz zu schlagen. Ohne Zweifel ist eine treibende Kraft, die uns mit anderen zusammenbringt, die schmerzliche Sehnsucht, unsere kaputten, ausgezackten Ränder in die eines anderen zu fügen und eins zu werden. Und wenn uns die Liebe als etwas erscheint, das uns von jener schmerzlichen Sehnsucht auf eine merkwürdige Art heilt, wie es Platon so eindringlich beschreibt, dann lässt sich mit Fug und Recht behaupten, dass die Familie genau der Ort ist, an dem wir zum ersten Mal erleben, dass diese Medizin auf komische und zugleich fürchterliche Art und Weise versagt.

Wir stellen fest, dass die Familie keinem ihrer Mitglieder irgendetwas in ausreichender Menge zu bieten hat. Auf unserem holprigen Weg durch die Kindheit wird uns zwischen Frühstück und Gutenachtgeschichte beständig klargemacht, dass das Ich nicht nur keine Einheit ist, sondern dass es sich auch in keine andere Einheit fügt.

Was immer es ist, das man gerade braucht – Begabung, Liebe, Hoffnung, Glück –, niemals ist genügend davon vorhanden, und was zur Verfügung steht, wird unter die Mitglieder verteilt. Bei Geschwistern wird dieses Problem anschaulich: Immer steht die Frage im Raum, wem was zugeteilt wird. Wer bekommt die Musik und wird der oder die musikalisch Talentierte, wer der oder die Intellektuelle, wer der oder die Freundliche, der oder die Lustige, der oder die mit Mathe was anfangen kann? Wer ist der Schwierige, der Stubenhocker oder der, aus dem nichts wird? Viele von uns haben einen guten Teil unseres Erwachsenenlebens damit zugebracht, herauszufinden, wer wir selbst eigentlich sind, im Unterschied zu der Rolle, die uns die Familie ganz bequem zugeteilt hatte. Und viele von uns haben recht lange gebraucht, um an uns Fähigkeiten zu erkennen und anzuerkennen, die eigentlich anderen Familienmitgliedern zuerkannt waren.

Bei eineiigen Zwillingen sind die Probleme komplexer. Von ihrer Umgebung werden sie oft mit Neid betrachtet – ach, wie gerne hätten wir alle einen Freund, der uns niemals verlässt, uns jeden Fehler verzeiht, uns Wünsche von den Augen abliest, unsere geheimsten Gefühle begreift, ein lebendes Abbild all unseres Potentials. Doch im Grunde beneiden wir sie um ihre fantastische Einheit, ihren Lebensbeginn als Ein und das Gleiche, das sich rein zufällig in zwei Körpern manifestiert. Wir leben mit unseren einzigartigen Genen, unsere Isolation ist unumkehrbar, während die Isolation von eineiigen Zwillingen im Vergleich relativ erscheint.

Das alles sagt uns der Neid. Und doch bleibt die Tatsache, dass in jedem Körper nur ein einziger Geist wohnt, so ist das eben. Was immer eineiige Zwillinge uns zu den Wundern und Geheimnissen des Menschseins offenbaren, sie sind, das kann nicht anders sein, eine Metapher für das Ich – oder dafür, ein und denselben Gegenstand aus einer ganz leicht veränderten Perspektive zu betrachten, wobei wir wieder beim Geheimnis der Liebe wären.

Cassandra erscheint mit einem neuen weißen Kleid auf der Ranch, ihrer Meinung nach das ideale Kleid für eine Hochzeit (vielleicht für ihre eigene?, geht es dem Leser durch den Kopf). Und der Leser und alle anderen auf der Ranch entdecken betroffen, dass Cassandra sich das gleiche Kleid ausgesucht hat wie Judith. Ihrer Großmutter, die niemals verstehen konnte, warum die Eltern ihr stets untersagt hatten, die zwei in süße identische Kinderkleidung zu stecken, erklärt Cassandra daraufhin: »Ich glaube«, sagte ich, ganz langsam und förmlich, damit sie wirklich zuhörte, »es ging ihnen darum, dass wir Individuen werden, jede für sich, und dass wir weder selbst in Verwirrung geraten, noch andere Leute verwirren.«

›Genau«, sagte Judith, wie ein Amen.«

Die lebenslange, möglicherweise anstrengende Wachsamkeit der Zwillinge in diesem Punkt hat diesmal offenbar nicht funktioniert. Und das Kleid – eigentlich eine Banalität – wird zu einem Symbol für die Fallstricke und Zweideutigkeiten in ihrer Beziehung zueinander. Irgendwann fleht Judith Cassandra an, es anzuziehen. Bitte, tu's für mich, sagt sie.

›Für dich?«, fragte Cassandra, außer sich vor Wut. »Wer ist denn das?«

Cassandra mag von den beiden die wortmächtige, beeindruckende und unerschrockene sein, doch Judith ist die musikalische. Natürlich ist sie auch freundlicher, vorsichtiger, vernünftiger und belastbarer. Ganz offenkundig verfügt also auch sie über einige Vorzüge, doch sind die im Vergleich eher belanglos. Mitunter sieht es so aus, auch in Bezug auf die dargestellte Welt selbst, als habe die Autorin sie aus Überresten zusammengefügt.

Judith beklagt sich nicht, aber der Leser – der Dorothy Baker bei der Zuteilung der verschiedenen Tugenden und Eigenschaften aufmerksam verfolgt – mag das Gefühl haben, dass sie etwas zu kurz kommt. Sie ist zwar eine wunderbare Persönlichkeit, aber doch längst nicht so beeindruckend wie Cassandra! Doch begreifen wir, dass das Ausmaß von Cassandras Dominanz ihrer eigenen, und nicht Judiths Schwäche entspricht. Es verhält sich bei ihr wie bei jemandem, der sich einen Koch leisten, aber nicht einmal ein Ei braten kann und buchstäblich verhungern würde, wenn der Koch es sich einfallen lassen sollte, eine Woche Urlaub zu nehmen. Cassandras machtvolle Persönlichkeit hat nichts mit wirklicher Charakterstärke zu tun.

Judith ist die reifere von den beiden, und sie hat den Mut zur Trennung. Oder rennt sie um ihr Leben? Vielleicht tut sie sich allein schwer, aber sie hat doch Aussicht auf ein eigenständiges Leben als Erwachsene, wenn sie mehrere Hundert Kilometer und, in Form von Jack, einen angenehmen Puffer zwischen sich und ihre brillante, nervenzehrende, witzige, geliebte, egozentrische Schwester schiebt.

Und doch erscheinen die vielleicht lächerlichen, extremen und nutzlosen inneren Kämpfe von Cassandra, die ihren Schrecken in Szene setzt, tapferer als die von Judith, obgleich letztere für die Herausforderung viel besser gerüstet scheint. Gerade eben aus ihrem Tablettenkoma erwacht, bekommt Cassandra die momentan verliebte Stimmung ihrer verzweifelten Analytikerin mit und ergreift die Gelegenheit sofort beim Schopf, indem sie entschlossen versucht, diese zu verführen: »Kommen Sie her. Ich bin krank.«

Begehrt Cassandra ihre Analytikerin wirklich? Oder gibt sie sich gerade bockig? Oder wetteifert sie mit Judith? Oder will sie sich ihrer Anziehungskraft versichern? Oder versucht sie, Mercer von mutmaßlich peinlichen Äußerungen abzuhalten? Zielt sie auf die alles auslöschende Kraft von Chaos und Katastrophe ab? Was bringt sie dazu? Als Mercer auf die Verführung nicht eingeht, beschuldigt Cassandra die Ärztin, die aus tiefer Sorge um ihre Patientin auf der Ranch erschienen ist, aus rücksichtslosem Egoismus zu handeln. Doch selbst in diesem Augenblick, in dem wir als Leser von Cassandras verzweifelterm Theater genug haben, nimmt Mercer mit ihrer beißenden Äußerung uns die Last. »Dann werden Sie gesund«, sagte sie mit der leisen, kalten Stimme von vorher. »Und finden Sie selbst heraus, wie, denn ich habe jetzt nur noch einen Impuls, nämlich Ihnen nicht mehr zu helfen.«

»Dies über alles: sei dir selber treu«, hat der Vater seinen beiden Töchtern lange Zeit zuvor mit auf den Weg gegeben. Doch wie sollen sie jeweils herausfinden, was dieses Selbst ist? Judith flüchtet sich in den Schutz von Konvention. Cassandra sucht in Wut, Ironie und der Edward'schen Festung aus exzentrischer Wahrheitssuche Schutz.

Cassandra sucht auf dem Wasser nach ihrem Abbild, doch sie findet nichts, nur das Ich in seinen Grenzen und Beschränkungen. Sobald sie sich weiter nähert, riskiert sie zu ertrinken. Und ihr gelingt es auch nicht, Judith in jenen Ersatzbeziehungen zu finden, auf die sie sich offenbar mit verschiedenen Mädchen einlässt. Es ist nicht überraschend, dass sie Männern aus dem Weg geht, wie sie es formuliert (oder lieber nicht mit ihnen ins Bett geht, versteht der Leser). Denn einen Mann zu lieben, würde bedeuten, auf jenen Teil in sich zu verzichten, der immer noch vollständig ist. Sie braucht Judith, wenigstens glaubt sie, dass dem so ist, damit sie leben kann. »Wenn sie weg ist, bin ich nur die Hälfte von dem, was wir sind.«

Doch den Zwilling zu heiraten, ist ausgeschlossen. Und sogar Cassandra ist das klar. Das Problem ist also, diese unvorstellbare Trennung von Judith zu vollziehen. »Das Überbrücken ist das eigentliche Projekt.« Es ist ein Kommentar, bei dessen Zweideutigkeit es einem kalt den Rücken hinunterläuft, nicht nur, was Judith angeht, sondern auch in Hinblick auf die Golden Gate Bridge, die, im Licht glitzernd, jeweils am Anfang und Ende des Romans in den Fokus rückt.

Als wir Cassandra kennenlernen, erscheint Selbstmord als naheliegende Lösung ihrer Probleme, doch bleibt die Frage, wer in ihren Augen eigentlich wen umbringt und wer als Zeuge dabei zugegen sein soll. Vielleicht hat sie den Eindruck, dass sie so alle unvermeidlichen Begrenzungen auflösen kann und als Ganzes wiedergeboren wird. Doch ist vielleicht nicht ausreichend Platz – weder auf der Edward'schen Ranch noch in der großen weiten Welt – für Cassandra und ihre Schwester und noch dazu die Erinnerung an die Mutter. Und Cassandra raubt ihre Egozentrik, die sie isoliert, derart die Luft, dass sie kaum atmen kann, von Weiterentwicklung gar nicht zu reden. Sie bräuchte unbedingt das Gefühl, dass sie selbst die Brücke sein kann, die von ihrem Selbst wegführt, zu etwas anderem als in die Sackgasse des Todes oder zu ihrer Zwillingsschwester.

Das Ich (und natürlich Papier und Bleistift) ist für einen Schriftsteller unabdingbar – diese auf ewig unvollständige Einheit. Cassandra zeigt erstaunliche Wortgewandtheit, wenn es darum geht, die geistige Haltung ihrer Schwester zu beschreiben, damit diese sich als Musikerin weiterentwickelt. »Vielleicht glaubt man nicht an Konzerte, aber man glaubt an die Musik, es ist einem wichtig, was mit ihr geschieht, und man ist bereit, seinen Beitrag zu leisten, sei er noch so unmaßgeblich. Was er vermutlich war.«

Ihr ist bewusst, dass diese Art Demut hart erarbeitet werden muss, aber sie scheint nicht akzeptieren zu wollen, dass diese Möglichkeit bei einem gewissen Grad an Autonomie auch ihr offensteht.

›Zwei Schwestern‹ ist ein Roman, der immer im Handel verfügbar sein sollte. Die Familie Edwards und ihre Ranch bleibt noch lange nach dem ersten Erscheinen des Buches ein willkommener Ort des Rückzugs, und Bakers schriftstellerische Leistung ist unverändert großartig. Die Kraft, Sorgfalt und Brillanz des Romans werden Leser immer weiter begeistern und künftigen Schriftstellern ein Vorbild sein. Dies ist einer der besten Romane, den ich jemals über das Erwachsenwerden gelesen habe. Das lähmende Erschrecken, das damit einhergeht, und – so wütend Cassandra auch darauf reagieren mag – Vera Mercers zugespitzte Überlegungen zu diesem Thema könnten vielen Leuten eine Menge Zeit und Energie sparen: »›Jeder Mensch hat Impulse‹ sagte sie. ›Ich habe alle möglichen. Ganz ähnlich wie Ihre. Aber ich hatte immer gehofft, ich

könnte Ihnen begreiflich machen, dass es so etwas wie ein stimmiges Leben gibt – eine stimmige Lebensweise – und einen Daseinsgrund, der stark genug ist, um Sie vor jedem lockenden Ruf der Wildnis zu beschützen.<<<

Und es ist ein Roman, der neben anderen Werken zum Thema Narzissmus und Doppelung des Ich stehen sollte, zum Beispiel ›Die Drehung der Schraube‹ von Henry James, ›Der Sandmann‹ von E.T.A. Hoffmann, ›Die Eiskönigin‹ von Hans Christian Andersen und ›Der Tod in Venedig‹ von Thomas Mann.

Das Finale von ›Zwei Schwestern‹ erscheint leuchtend und vielleicht fast übertrieben optimistisch, doch gibt es viele Zwischentöne. Als Cassandra Judith den Bösendorfer anbietet, reagiert diese ein wenig panisch und in der Manier von Cassandra. Sind einige Eigenschaften von Cassandra auf sie übergesprungen? Sie scheinen die Zwillinge nicht zu verlassen, sondern an Ambivalenz zu gewinnen, und es ist möglich, dass ein Teil der Angst, die Cassandra von sich abschütteln konnte, jetzt auf Judith übergegangen ist.

Wir wissen nicht, was am Ende aus Cassandra wird. Sie hat ihre Panikattacke überlebt, und ihre Auferstehung von einem fast gelungenen Selbstmordversuch hat sie anscheinend in die Lage versetzt, die Hochzeit zu akzeptieren, sie hat gerade noch rechtzeitig das Bewusstsein wiedererlangt. Offenkundig hat sie weitergelebt, und in gewisser Weise war es ein Leben als Schriftstellerin – wenn wir das Erzählte als ihr Werk interpretieren.

Was aber die Socke zu bedeuten hat, die sie von der Brücke wirft, wissen wir nicht – hat Cassandra ihre Ängste überwunden? Oder hat dieser Gegenstand etwas Merkwürdigeres, Schlimmeres zu bedeuten – ist er Glücksbringer, ein bitterer Scherz, handelt es sich um ein Experiment oder eine Drohung? Wie glücklich dieses Finale auch erscheinen mag, es wird von der Sorge überschattet, dass Cassandra sich einer großen Last oder aber einer Kleinigkeit entledigt.

Wir wissen mit Bestimmtheit, dass Cassandra ein Ganzes werden muss, um sich von ihrer Zwillingsschwester zu trennen und mit dem Schreiben zu beginnen. Und sie muss sofort damit beginnen, an jenem Wochenende, an dem die Hochzeit stattfindet. Als Alternativen bleiben nur der physische oder der seelische Tod – wir waren in diesem unglaublich witzigen, unterhaltsamen und erzählerisch wunderbaren Roman Zeugen von Cassandras Todeskampf.

Published by New York Review Books.

Afterword copyright © 2004 by Deborah Eisenberg.

Der Verlag dankt der ›New York Review of Books‹ für die Abdruckgenehmigung des Nachworts der amerikanischen Ausgabe und Sylvia Spatz, die diesen Text exklusiv für das dtv-Lesekreis-Portal übersetzt hat.

Deborah Eisenberg, 1945 in Chicago geboren, lebt in New York, lehrt Creative Writing an der University of Virginia und arbeitet als freie Journalistin. Sie wurde mit dem Writers' Award und dem Guggenheim-Förderpreis ausgezeichnet. Auf Deutsch erschienen zuletzt ›Rosie besorgt sich eine Seele‹ (2002) und ›Rache der Dinosaurier‹ (Erzählungen, 2008).

Wie das Buch seinen Weg zu dtv gefunden hat Ein Gespräch zwischen A. (Scout) und P. (Lektorin):

A.: Dich zufriedenzustellen ist wirklich schwer.

P.: Nein, gar nicht, ich ...

A.: ... aber du kaufst so wenig!

P.: Finde mir eine Autorin, die irgendwo zwischen John Williams (Stoner), Paula Fox und Yasmina Reza zu verorten ist – und ich werde wahrscheinlich alles von ihr kaufen ...

A.: Sagte ich doch, dass du schwer zufriedenzustellen bist ...

Aber ein Freund, dem A. von diesem Gespräch erzählte, erwiderte: »Das ist doch ganz einfach! Dorothy Baker.«

And here she is ...

Die Autorin und ihr Werk

Dorothy Baker wurde am 21. April 1907 als Dorothy Dodds in Missoula/Montana geboren und wuchs in Kalifornien auf. Sie studierte in Los Angeles Französische Sprache. 1930 heiratete sie den Dichter Howard Baker. Die beiden lernten sich auf der Universität kennen.

Baker verfasste mehrere Short Storys und Romane und erhielt u. a. ein Guggenheim Fellowship.

1938 erschien ihr Debütroman »Young Man with a Horn«. Er basiert auf dem Leben des Jazzkornettisten Bix Beiderbecke. Sie erhielt dafür das Literaturstipendium »Houghton Mifflin Literary Fellowship«. 1950 wurde der Roman mit Kirk Douglas, Lauren Bacall, Doris Day und Hoagy Carmichael verfilmt.

Ihr gemeinsam mit ihrem Mann verfasstes Theaterstück »Trio« um eine lesbische Liebe wurde in den 1940er Jahren nach Protesten aus Kirchenkreisen von der Zensur kassiert. Dorothy Baker wandte sich danach wieder der Prosa zu.

»Zwei Schwestern« (im Original »Cassandra at the Wedding«) erschien erstmals 1962. Die »New York Review Books Classics«, jener Verlag, der »Stoner« von John Williams zu seiner Wiederentdeckung verhalf, gab 2012 eine Neuauflage heraus. Sie führte in Europa zu einigen Übersetzungen und rief ein lebhaftes Presseecho hervor. Der Neuübersetzung in Deutschland von 2015 ging 1965 eine erste Ausgabe voraus, die jedoch auf keinen Wiederhall stieß.

Dorothy Baker starb am 17. Juni 1968 in Terra Bella/Kalifornien an den Folgen einer Krebserkrankung.

LESEN KOMMT IN DEN BESTEN KREISEN VOR
dtv *Lesekreis-Portal*

Weiteres Material für Lesekreise – ob in Buchhandlungen, Literaturhäusern, Volkshochschulen, virtuellen oder realen Wohnzimmern – zum kostenfreien Download finden Sie unter www.dtv-lesekreise.de.

Gerne halten wir Sie dort auch mit unserem Newsletter über neue Angebote für Lesekreise auf dem Laufenden.

Haben Sie Fragen, Kritik, Anregungen zu unserem Lesekreis-Material? Fehlt Ihnen ein Buch, das wir mit aufnehmen sollen?
Dann freuen uns über Ihre Nachricht an lesekreise@dtv.de.

1. Autor: **Dorothy Baker**
2. Titel: **Zwei Schwestern. Roman**
3. Verlag: **dtv**
4. Vom wem empfohlen / wo entdeckt?

5. Wann gelesen?

6. Was mir gefallen hat:

7. Was mich gestört hat:

8. Darüber möchte ich reden:

9. Meine Lieblingsstellen / Wichtige Zitate:

10. Die Lektüre hat mich erinnert an:

11. Was mir sonst noch aufgefallen ist:

12. Mein Fazit:

13. Würde ich das Buch weiterempfehlen? Ja Nein

14. Fazit der Gruppe:

15. Nach der Diskussion sehe ich das Buch mit anderen Augen.

Nein

Ja. Begründung:

16. Was sollen wir als Nächstes lesen?
